Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **33 (1951)**

Heft 52

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 28. Dezember 1951 — Erscheint jeden Freitag — 33. Jahrgang Nr. 52

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Bahnhofstraße 89, Zürich 1, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Der Sonntag zwischen den Jahren

Motto: Heilige Gebundenheit an die Gemeinschaft ist eine tiefe Quelle der Freiheit.
L. Ragaz

El. St. So nennt man ihn, diesen letzten Sonntag im Jahr, wenn er so schön zwischen Weihnachten und Neujahr zu liegen kommt. Und es ist nicht gut, wenn er wegen der Kalenderordnung ausfällt, denn er ist ein richtiges Geschenk Gottes. Er ist eine letzte besinnliche Haltestelle am Ende des Jahres zwischen zwei, ach allzu betriebsamen Festen, von der aus wir Rück- und Ausschau, und vor allem auch In-sich-Schau halten können.

Wenn wir zurückschauen auf das scheidende Jahr, so denken wir vor allem in treu-eidgenössischer Solidarität der schweren Prüfungen jener Gegenden unserer Heimat, die das Opfer ungeheurer Naturgewalten geworden sind. Schnee- und Wassernot und zuletzt noch die furchtbare Tierseuche haben viel Leid und Not, Kummer und Sorgen in manches Dorf, manche Familie gebracht. Und wenn auch treue freundeidgenössische Hilfe sofort eingesetzt hat, so hat sie doch viel Leid und noch bestehende Sorgen nicht beheben können.

Wir denken auch an unsere Landwirtschaft, unsere fleissigen Bäuerinnen vor allem. Ein Regensommer wie schon lange keiner mehr es war, hat sie wohl um manchen guten Ertrag, um manche frohe Hoffnung auf Gelingen betrogen. Aber ausser den grossen überfälligen Strömen an Weisswein, die den Bund wieder einige Millionen kosten sollen, müssen wir doch feststellen, dass auch noch verschiedenes anderes gut geraten ist, vor allem der Heuertrag, so dass wenigstens für das Vieh gut gesorgt ist.

Zu tiefem Dank gegen Gott verpflichtet uns die Tatsache, dass wir wieder, von Krieg und Kriegsnot verschont, in Ruhe und sozialem inneren Frieden in unseren Familien, in Gemeinde und Staat arbeiten, aufbauen durften und dass ein konjunkturbedingtes, ungeheures Pensum an Arbeit und Produktion hat geleistet werden können. Wohl droht da und dort in einzelnen Sektoren der Industrie Verschlechterung der Lage, Zuspitzung der ausländischen Konkurrenz, Ausfuhr- und Einfuhrschwierigkeiten, aber noch beweisen die Meldungen der Arbeitsämter im allgemeinen, dass weiter auf Hochtouren gearbeitet wird.

Mit um so grösserer Teilnahme gedenken wir des unglückseligen Krieges in Korea, dem so viele wertvolle Menschenleben geopfert werden müssen, bevor der Angreifer einsieht, dass die Kämpfer um Recht und Gerechtigkeit den Kampf nur aufgeben werden, wenn eine wirkliche Sicherheit für den Frieden und genügende Garantien für ein freies Südkorea gewährleistet sind, denn nur auf hinterhältige Versprechen wäre kein Verlass.

In unserem politischen Leben fanden einige schweizerische, viele kantonale Abstimmungen statt, Waadt verwarf die Einführung des Frauenstimmrechts, und für viele Vorlagen war die Stimmbeteiligung mehr als schlecht. Den Höhepunkt des politischen Jahres bedeutete die Erneuerungswahl des Nationalrates, die besonders nach den Wahlen allerlei unschöne Blüten getrieben hat. Wir denken vor allem an die Wahlbetrugsaffäre im Jura, womit sich die fanatische «Los-von-Bern»-Bewegung wenig Sympathien eingeholt hat, und wohl auch im Jura selber, wo die Meinungen immerhin noch sehr geteilt sind, verschiedene Stare gestochen haben mag. Die besonneren, mehr dem deutschen und protestantischen Teil angehörenden Elemente dürften sich kaum Illusionen darüber machen, was die Trennung vom reichen, finanzkräftigen und nicht so krisenempfindlichen Kantonsteil für wirtschaftliche Folgen haben müsste, die wahrscheinlich durch die Delegation zweier neuer Ständeräte kaum ausgeglichen werden dürften.

Die erste Tagung der neugewählten Kammern brachte vor allem die Wahl zweier neuer Bundesräte, des Berners Dr. Feldmann als Vertreter der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, und des Zürchers, Professor Dr. Weber, der als Sozialdemokrat und bekannter Nationalökonom in den Bundesrat eintritt. Mit diesen markanten, und vom Vertrauen weitester Kreise getragenen Männern ziehen zwei integre, tatkräftige, charaktervolle Persönlichkeiten in unsere oberste Behörde ein. Ganz besonders sind wir Protestanten dankbar dafür, dass mit Bundesrat Feldmann ein aktiver und überzeugter Protestant nun von seinem hohen Posten und von hoher Warte aus auch der protestantisch-religiösen Seite unseres Volks- und Geisteslebens mehr Interesse, mehr Unterstützung und mehr Wichtigkeit zukommen lassen wird, als dies in den letzten Jahrzehnten meistens geschehen ist.

Wenn wir auch nicht zu jenen gehören, die glauben, es sei Sache der Religion sich politischer Machtmittel zu bedienen, um die gewünschte Einflusssphäre zu erweitern und zu stärken, so halten wir doch dafür, dass es unserem ganzen öffentlichen Leben nichts schaden könnte, wenn es etwas vermehrt und vertiefter vom religiösen Element her beeinflusst würde. Und der schweizerische Protestantismus wünscht in weiten Kreisen, sich in den eidgenössischen, kantonalen und kommunalen Behörden stark und überzeugt vertreten zu wissen, wodurch in der Politik vielleicht etwas stärker auch die Grundelemente unserer christlichen Weltanschauung zutage treten würden. In diesem Zusammenhang erinnern wir an das schöne Wort von Leonhard Ragaz:

«Wir wollen nicht das Reich Gottes in der Politik aufgehen lassen, sondern umgekehrt die Politik im Reiche Gottes.»

Undankbar wäre es von uns Frauen, nicht auch der beiden zurückgetretenen Magistraten zu gedenken, von denen besonders Bundesrat von Steiger mit uns Frauen «zu tun hatte». In vielen Flüchtlings- und Interniertenfällen, in der für uns so eminent wichtigen Neuordnung des Bürgerrechts der Schweizerfrau (der 1952 die Erfüllung bringen möge!) und in der Vorbereitung der Verhandlungen über das Frauenstimmrecht in den Räten, hat er viel Verständnis für unsere Wünsche bewiesen, wofür ihm auch hier der Dank der Schweizerfrauen ausgedrückt sei. Bundesrat Nobs als Finanzminister der Nachkriegszeit hat sicher kein rosiges Amt gehabt, und wenn heute die Bundesfinanzen grosse Defizite aufweisen und Finanzsorgen die Zukunft beschatten, so liegt die Schuld wohl bei den Parlamenten, die mit unglaublicher Generosität ständig Millionen-Beiträge genehmigen, als ob der einzige Zweck der vom Bürger — und der Bürgerin! — oft sauer verdienten Steuergelder der wäre, so rasch als möglich für oft sehr zur Diskussion stehende Dinge im wahren Sinn des Wortes ausgeschüttet zu werden. Wir denken heute vor allem an das mehr als fragwürdige Fernsehen und registrieren die 9 Millionen zur Förderung des Weinbaues!

Wir kommen nun zum grossen Ereignis des Jahres für unsere Frauenbewegung: die Verhandlungen über das Frauenstimmrecht in National- und Ständerat. Wir möchten nicht noch einmal näher darauf eingehen, aber am Ende dieses bewegten Kampfjahres möchten wir doch all den Tausenden von Frauen und Männern von Herzen Dank sagen für ihren treuen Einsatz bei der Forderung der Gleichberechtigung, mit dem sie unsere Arbeit je und je gestützt und gefördert haben, und es weiterhin zu tun gewillt sind. Es ist ein dorniger Weg, der hinter und vor uns liegt. Aber weil die Forderung eine Frage der Gerechtigkeit, eine logische Folge der ganzen Wandlung im Frauenleben seit 100 Jahren ist, wird sie nie mehr zur Ruhe kommen. Die Entwicklung in der Geschichte der Menschheit kann bei allem Konservatismus niemals zurückgeschraubt werden auf Grund welt- und zeitfremder Wünsche und Ideologien.

Ueber eines aber müssen wir Frauen uns klar sein, und unsere Führerinnen müssen ihren ganzen Einfluss in dieser Richtung geltend machen: So zielbewusst und sicher wir auch unseren Weg gehen wollen und müssen, so sehr müssen wir vermeiden, dass Schärfe, Verbitterung, Rechthaberei in unsere Kampfweise, unser Reden, unser Auftreten kommt. Mit nichts wird der Sache mehr geschadet als durch unbedachte Leidenschaftlichkeit und unvorsichtiges Geschwätz an ungeeigneten Orten. Und als Frauen und Mütter dürfen wir nie vergessen, dass jede Erziehungsarbeit — und dies ist die grösste, je den Schweizerfrauen auferlegte — Geduld fordert. Und was für eine Unsumme an Geduld braucht es da gegenüber erwachsenen Schweizern, wenn uns schon die Erziehung der unerwachsenen für viel primitivere Dinge so viel zu tun gibt! Geduld bringt Rosen — und schliesslich auch den Stimmzettel für die Frau.

Je mehr wir aber im Rundblick über das scheidende Jahr hinschauen, desto deutlicher fühlen

Gib dein Herz — auch im Vorübergehen

Wenn in schwindelnder Höh,
Auf schwanken Gerüsten
An schwankenden Seilen,
Brüder und Schwestern in Arbeit stehn —
Wenn in schaurigen Tiefen der Erde
Brüder und Schwestern ihr Leben begehn,
Wenn im hörzermalmenden Gedröhn,
Im Gewirr der Maschinen die Sinne vergehn,
Wenn in beitzend-ätzenden Dämpfen
Sie mit wehen Lungen ihr Tagwerk versehn,
Wenn die Führer von Bahnen
Minütlich ungeahnten Gefahren
Entgegen gehn —
Nimm Teil!

Wenn all' das du wahrnimmst
Halb abgewendet mit Grausen,
Verhülle dein Antlitz nicht feige in Furcht,
Auch schaue nicht hin mit Neugier und Schauer! —
Nimm Teil!

Tue ein stilles Gebet für ihr Leben,
Send es mit brennendem Herzen
Zum allerhöchsten Helfer empor!

Dora Hauth

An unsere Abonnenten zum Jahreswechsel

Einmal im Jahr ist es uns als Vorstand und Redaktion ein Bedürfnis, ein direktes Wort an unsere Leserinnen zu richten und allerlei Anliegen vorzubringen. Hiezu eignet sich der Uebergang vom alten zum neuen Jahr stets besonders gut, und da möchten wir in erster Linie allen unsern Leserinnen von Herzen ein gesegnetes neues Jahr wünschen. Danken möchten wir allen, die unserem Blatte die Treue gehalten haben, und sie bitten, dies weiterhin zu tun und vor allem auch, für unser Blatt zu werben. Um das bisherige Niveau halten und trotz der steigenden Papierpreise möglichst lange einen weitern Aufschlag des Abonnementspreises vermeiden zu können, brauchen wir das solidarische Zusammenstehen aller, sei es in Form neuer Abonnemente, sei es in Form von Inseraten. Zusammenstehen, gegenseitiges Verständnis tut uns ja überhaupt in unserer unsichern, zerrissenen Zeit bitter not.

Danken möchten wir auch allen Mitarbeiterinnen, die geholfen haben, das Blatt lebendig zu gestalten. Auch auf sie hoffen wir weiterhin zählen zu dürfen. Sollte sich unter ihnen hie und da jemand finden, wie dies jetzt schon öfters vorkommt, der auf sein Honorar zu Gunsten des Blattes verzichten möchte, so wäre es für uns sehr wertvoll, dies gleich von Anfang an zu wissen und nicht erst dann zu vernehmen, wenn wir das Honorar bereits ausbezahlt haben.

Wir verstehen, dass die wenigsten Vereine in der Lage sind, uns einen Beitrag zu geben. Sie können und müssen uns aber helfen, indem sie selber dafür sorgen, dass uns ihre Berichterstattungen keine Kosten verursachen, dies umso mehr, weil ihnen ja unser Vereinsanzeiger für ihre Versammlungen, Tagungen usw. kostenlos zur Verfügung steht. Wir möchten hier auch daran erinnern, dass alles, was zwischen zwei Freitagen geschieht in der vorangehenden Woche angezeigt werden muss. Deshalb bitten wir um rechtzeitige Einsendung für den Vereinsanzeiger.

Zu unsern Wünschen gehört auch, dass unsere Leserinnen uns auch weiterhin Adressen für unsere ständig laufende Werbeaktion senden; dass Manuskripten, die nicht einverlangt wurden, das Rückporto beigelegt wird; und endlich, dass alle Mitteilungen administrativer Art (Bestellung und Abbestellung von Abonnementen, Nachnahmen, Adressänderungen usw.) direkt an die Administration des Blattes, Winterthur, Postfach 210, zu richten sind. Sie ersparen damit Redaktorin und Präsidentin manche unnötige Mühe.

Wir kennen ja die wenigsten unserer Leserinnen persönlich, fühlen uns aber unsichtbar mit ihnen zu einer grossen Gemeinde verbunden. Wir hoffen zuversichtlich, dass diese Verbindung auch im kommenden Jahre bestehe und für alle Teile erfreulich sei. Möge es Gottes Wille sein, dass wir das Jahr 1952 im Frieden verleben dürfen.

Vorstand und Redaktion des
Schweizer Frauenblatt

Neujahrsmorgen

Durch die sachten Silberflocken
Zieh ich still auf meinen Gleitern,
Und mir ist, ich sehe Leitern
Schweben, hör von Sphärenglocken
Einen fernen, zarten Hall.

Himmelsleitern, die verbänden
Menschen ohne Unterschiede,
Dass im glockenzarten Liede
Brüder, Völker neu sich fänden
Auf dem kampfzerwühlten Ball.

Weisse Flocken, weisse Sterne
Fallen leise, da ich gleite
Durch die silberweisse Weite,
Künden sehnend nah und ferne
Friede, endlicher — im All.

Emmy Rogivue-Waser

Ein schöner Silvesterbrauch

Am dreissigsten Dezember fuhren wir nach Thusis, um ein paar stille Tage in den Bergen zu verbringen. Abends machten wir dann einen Rundgang durch das alte Dorf; wir standen auf dem Platze, wo einst der Wechsel der Postkutschen über die Pässe ins Engadin und nach Italien stattgefunden hatte. Und wir schauten uns das stattliche Haus an, in dem Jürg Jenatsch in der besseren Gaststube mit seinen Verbündeten verhandelt hatte, während Kutscher und Bauern in der gemeinen Stube bewirtet worden waren. Dann liessen wir den plätschernden Dorfbrunnen hinter uns und gingen den schmalen Weg zum Nolla hinab. Da begegneten wir vielen Spuren im Schnee, von Hirschen, Rehen, Füchsen, und über uns flogen kreischend die Bergdohlen. Es war wie in einem Märchen, so schön, die Gebüsche mit einem weissen Schleier überzogen und so fein gemustert, als ob es kostbare St. Gallerstickerei wäre. Der Nolla war teilweise zu Eis gefroren, und am anderen Ufer stand der mit Schnee schwerbeladene Wald.

Am anderen Morgen, früh um fünf Uhr, wurden wir von seltsamen Stimmen geweckt, urgründig und wild und doch als Chor zueinander gehörend. Wir lauschten, aufs höchste verwundert. Konnten es Tiere sein, die sich hier zu einer geheimnisvollen Versammlung zusammengefunden hatten? Ich trat zum Fenster und schaute hinaus ... und begann herzlich zu lachen; Buben, zehn, zwölf an der Zahl, standen unten auf der Hauptstrasse. Jetzt begannen sie, etwas ungezügelt und rasch, einen Vers zu singen. Dann gingen sie weiter, und wieder liessen sie die wilden Rufe ertönen, die wir jetzt verstanden. «Silvester! Silvester! riefen sie in den stillen Morgen hinein. Es schneite in grossen Flocken, und auch die Knaben trugen auf Achseln und Kappen den Schnee. Wieder blieben sie stehen und sangen eine Strophe. Aus dem einen und anderen Haus eilten verspätete Knaben hinzu, und sogleich wurden sie im Kreise aufgenommen. Und weiter ging die Wanderung durch das verschneite Dorf, mehr als eine Stunde lang. Die Silvesterrufe schwellten ab, wenn sie sich entfernten und erhielten wieder volle Klangstärke, sobald sie dem Hotel näher kamen.

Der Tag verging im geschäftigen Tun; aber abends strömten die Leute in die Kirche, und nach dem Gottesdienst sang die Oberklasse im Dorf. Dieses Singen hat nun seine besondere Bewandtnis. Es ist ein alter Brauch, der sich in Thusis seit über 200 Jahren erhalten hat. Die Anfänge führen zu den Liederbüchern der Pfarrherren Joh. Caspar Bachofen, Zürich, und Johannes Schmidlin, Wetzikon, 1695 — 1755, zurück. Der grosse Dorfbrand in Thusis 1845 hat diese Bücher vernichtet. Aber die Lieder lebten von Mund zu Mund weiter, bis sie 1930 vom Leiter der Chöre neu herausgegeben wurden. Während der ganzen Adventszeit wird jeden Abend von der Oberschule ein bestimmtes Lied gesungen. Wir nennen in der Reihefolge die Titel: «Alles Leben strömt aus dir. - Dein gedenk ich gold'ne Zeit. - Abend ist's. - Ob der Sterne Myriaden. - Heilige Nacht. - Ihr Menschen kommt und singt. - Du süsses Kindlein du. - O grosse Freude. - Welch ungemeiner Sonnenglanz. - Das alte Jahr geht nun zu Ende. - Mein Jesus A und O. - Lebewohl schönes Jahr.» Die Schüler stellen sich jeweils im Unterdorfe auf. Einige Knaben tragen selbstverfertigte Papierlaternen auf dem Kopf, mit dem Leu, dem Thusnerwappen, mit Sternen, Mond oder einem Gemsbock ausgeschnitten. Vor jeder Häusergruppe machen sie einen Halt und singen eine Strophe, des für diesen Tag bestimmten Liedes. Der Silvesterabend ist der letzte und der Höhepunkt dieses Adventssingens. Und an einem solchen konnten wir nun also teilhaben.

Wir befanden uns auf der Strasse und beobachteten mit Verwunderung, wie sich an beiden Häuserreihen die Fenster öffneten und etwas Eigenartiges geschah. Allerorts wurden brennende Fackeln herausgeworfen; sie fielen wie Sterne herab in den Schnee. Zwei, drei Mädchen eilen hinzu; sie traten auf den brennenden Papierdüten herum, bis diese auslöschten. Dann konnten sie das darin gespendete Geld aufnehmen. Es kommen so, wie man uns sagte, zwei- bis dreihundert Franken zusammen, und im Frühling wird damit die letzte Schulreise finanziert. Uns interessierte der Ursprung dieses alten Brauches, und wir vermuteten, dass ihm wohl eine Legende zugrunde liege. Aber dies wurde verneint. Die Fackeln und Laternen haben sich aus der Zeit erhalten, als es vor rund zweihundert Jahren noch keine Strassenbeleuchtung gab. Trotz dieser einfachen Erklärung liegt in der ganzen Handlung etwas Schönes und Mystisches. Wir werden es nie vergessen, wie in der stillen Silvesternacht die Jugend mit ihren Laternen singend durch die Strassen zog, und brennende Fackeln aus den Häusern fielen.

Nach dem Schülersingen wurde es still im Dorfe. Die Familien sassen in ihren warmen Stuben. Um 22 Uhr aber begann sich im Unterdorf der Männerchor zu besammeln. 1836 gegründet, soll er der älteste in Graubünden, vielleicht sogar der älteste in der Schweiz sein. Um die Weihnachtszeit herum wird er dann von freiwilligen Sängern ergänzt. Die ganze Männerjugend des Dorfes strömt ihm zu. Auch von den Berggemeinden, von Safers sogar, kommen sie und scheuen den oft 6 bis 7 Stunden langen Weg nach Thusis nicht. Um mitzusingen, reisen auch Stu-

wir, wie doch die Basis für jedes politische und soziale Geschehen im Leben eines Volkes der einzelne Mensch, seine Persönlichkeit ist. Das Ich — das Du — das Wir! Jedes einzelne von uns muss bewusster, gewollter Träger des Guten in der Welt sein. Ein Volk, das alles Heil nur von seinen Behörden erwartet, sie allein für alles Gute und Böse verantwortlich macht, sich selbst aber als Einzel-Individuum gehen lässt, wird trotz der besten Behörden langsam abrutschen in Materialismus, ethische Indifferenz und persönliche Charakterlosigkeit, die es unfähig machen werden, noch Stellung zu nehmen zu Gut und Böse.

Es gibt bei uns noch weite Kreise, die versuchen, die moralische Aufrüstung ins Lächerliche zu ziehen. Und doch hat sie darin sicher recht, dass die Welt weder durch Konferenzen noch Resolutionen, weder durch vermehrte intellektuelle Bildung noch durch die Segnungen der Technik besser gemacht werden kann. An den Anfang jeder Besserung im privaten und im öffentlichen Leben stellt sie den einzelnen Menschen mit seiner persönlichen Einstellung zu den vier grossen Masstäben der christlichen Lehre: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe.

Um aber bis in diese tieferen geistigen Regionen der eigenen Persönlichkeit durchdringen, sie mit einer bisher unbeachtet gelassenen und vernachlässigten seelischen Substanz erneuern, zum guten stärken zu können, müssen wir vor allem für mehr innere und äussere Ruhe, mehr Stille sorgen. Wir müssen aus dieser Stille heraus lernen ehrlich zu werden gegen uns selber, gegen unsere eigenen Fehler, müssen erkennen und zugeben, «wann wir einen zu grossen Kopf kriegen, wobei das Herz klein wird.» — wie jene Burmesin in Caux erzählte, und was gelegentlich jeder Redaktorin, jeder Hausfrau und Mutter, jeder Lehrerin und Bureauangestellten, ja uns allen passieren kann.

Aber so zu uns selber und zu unseren Fehlern können wir nur kommen, wenn wir uns als Wichtigstes für das neue Jahr vornehmen, für mehr Stille und Ruhe, für weniger Gehetze, weniger Jagen nach Geld und Aufgehen in materiellen Dingen zu sorgen. Der Einzelmensch ist die Zelle des Guten und des Bösen, und bei ihm selber liegt die Entscheidung. Viele gute, gesunde Zellen geben ein gesundes Ganzes, und daran mitzubauen sei unser Wunsch und unser Gelübde an das neue Jahr, und unser Dank für alles Gute, was das alte uns gebracht hat.

Und deshalb klinge in diesen «Sonntag zwischen den Jahren» ein Wort von Arnold Kübler in seinem weihnachtlichen «Du» hinein als Leitmotiv für unsere grosse Frauenblatt-Gemeinde; über all unserem Tun und Handeln klinge es im neuen Jahr, wo immer das Leben uns auch hinstellen und was es von uns verlangen möge:

Die Ichheit loswerden, die immer etwas will und vorhat!

Eine Schicksalsfrage: das neue Bürgerrechtsgesetz

Das neue Gesetz über Erwerb und Verlust des schweizerischen Bürgerrechts, das in Ausarbeitung begriffen ist, hat bereits viel von sich reden gemacht. Der Kernartikel, um den sich alle Diskussionen drehen und der zum eigentlichen Schicksalsartikel zu werden scheint, betrifft das Bürgerrecht der Schweizer Frau. Soll sie bei Heirat mit einem Ausländer ihr schweizerisches Bürgerrecht behalten dürfen oder soll sie es verlieren? Die Hoffnung, das Jahr 1952 würde eine Lösung dieses Problems bringen, ist leider nicht erfüllt worden. In der Zeit, die uns bis zur Fortsetzung der Diskussion bleibt, ist es notwendig, sich die verschiedenen Etappen des bisher Geleisteten nochmals zu vergegenwärtigen.

Nach dem heute geltenden Recht verliert die «ausheiratende» Schweizerin ihr schweizerisches Bürgerrecht immer dann, wenn sie durch ihre Heirat das Bürgerrecht des ausländischen Ehemannes erwerben kann. Diese Bestimmung hat in den Wirren der letzten Kriegs- und Nachkriegsjahre zu grossen Härten geführt und über Hunderte von ehemaligen Schweizerinnen Not und Verzweiflung gebracht. Eine Neuregelung drängt sich geradezu auf.

Im Dezember 1949 legte das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement einen ersten Vorentwurf zu einem neuen Bürgerrechtsgesetz vor. Die Enttäuschung über diesen Entwurf war unter den Schweizerfrauen gross, sah er doch vor, dass die jetzige Regelung (Verlust des Bürgerrechtes bei Heirat) unverändert beibehalten werden sollte. Es schien ihnen unannehmbar, dass eine Praxis weiterbestehen sollte, die so viel Leid gebracht hatte. Mit einer seltenen Einmütigkeit stellten sich alle Frauenverbände über die konfessionellen und politischen Schranken hinweg, hinter die Forderung, dass die Schweizerin, die einen Ausländer heiratet, ihr Schweizerbürgerrecht behalten sollte, auch wenn sie das Bürgerrecht ihres Mannes erhält.

Im Frühjahr 1950 setzte der Bundesrat eine eidgenössische Expertenkommission ein, um diesen ersten Vorentwurf zu prüfen. Erfreulicherweise wurden in die 26 köpfige Kommission 5 Frauen gewählt. Nach langen und sehr gründlichen Beratungen anerkannte die Expertenkommission die Richtigkeit der Postulate der Frauen. Sie entschied sich zwar nicht für die von ihnen befürwortete Regelung der Unverlierbarkeit des schweizerischen Bürgerrechtes bei der Heirat, sondern für eine Zwischenlösung, das sog. Optionsrecht, wie es z. B. Belgien hat. Die Frau verliert ihr Bürgerrecht bei der Heirat mit einem Ausländer, falls sie nicht ausdrücklich den Willen kundgibt, es zu behalten.

Die Expertenkommission fügte dem Entwurf zudem noch eine andere, für uns Frauen wichtige Bestimmung bei, wonach die Kinder einer gebürtigen Schweizerin unter gewissen Bedingungen in erleichtertem Verfahren und unentgeltlich eingebürgert werden können.

Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement verfasste auf Grund der Arbeiten der Experten-Kommission und nach Rücksprache mit den Kantonen einen neuen Gesetzesentwurf, der in der September-Session der eidgenössischen Räte vom Nationalrat behandelt wurde. Dieser neue Entwurf entsprach im wesentlichen demjenigen der Expertenkommission. Nach recht lebhaften Diskussionen wurde er mit 105 gegen 16 Stimmen gutgeheissen. Der Nationalrat ging, dem Vorschlag seiner Kommission folgend, sogar noch einen Schritt weiter als die Expertenkommission, indem er einem von den Frauen immer wieder geäusserten Wunsch entsprach und dem Gesetz eine gewisse rückwirkende Kraft verlieh: In einem neuen Artikel 55 fügte er eine Bestimmung bei, nach der Schweizerinnen, die nach dem 1. Mai 1942 ihr Bürgerrecht durch Heirat mit einem Ausländer verloren haben, unentgeltlich wieder eingebürgert werden können. Auch hat der Nationalrat eine weitere wichtige Bestimmung angenommen. Er gibt dem Ehemann einer gebürtigen Schweizerin die Möglichkeit einer erleichterten Einbürgerung, mit kürzeren Fristen.

Man erwarte, dass dieses Gesetz in der Dezember-Session der eidgenössischen Räte vom Ständerat angenommen werde. Die ständerätliche Kommission hat bereits darüber beraten, konnte aber zu keiner Einigung gelangen über die Frage des Bürgerrechts der ausheiratenden Schweizerin. Darum musste dieses Traktandum auf die Frühjahrs-Session der eidgenössischen Räte verschoben werden. Die Stimmung in der ständerätlichen Kommission ist den Frauenpostulaten gegenüber weniger günstig, als es im Nationalrat der Fall war, und mit einigem Bangen sehen wir nun dem Entscheid des Ständerates entgegen, der alles bisher Erreichte wieder in Frage stellen könnte. Wir wollen aber hoffen, dass auch im Ständerat die Einsicht sich Bahn bricht, dass wir ein neues, zeitgemässes Bürgerrechtsgesetz brauchen, welches die ausheiratende Schweizerin nicht verstösst, sondern ihr weiterhin seinen Schutz angedeihen lässt, ein Gesetz, das für alle Zukunft jene schweren Tragödien verhütet, die ehemalige Schweizerinnen in den letzten Jahren durchleben mussten.

E. P.

Die guten Gaben des Lebens

Wie sehr haben fast alle von uns es verlernt, die täglichen Lebensgaben mit Dank zu empfangen und uns darüber zu freuen obschon dies eigentlich eines jeden Pflicht wäre.

Wie vielen, denen man morgens auf der Strasse, in der Strassenbahn begegnet, sieht man es an, dass sie zu spät aufgestanden sind, dass sie rasch im Stehen eine Tasse Kaffee hinunterstürzten und ein paar Bissen eines Brötchens hinunterwürgten und dass sie den Weg zur Arbeit als einen Gang zu Verdriesslichkeiten, zu unerfreulichen Akten oder zu einem genau vorgeschriebenen, gleichförmigen Pensum empfinden. Sie blicken freudlos, und ihr ganzes Wesen ist eingekapselt in schlechte Laune. Nur wenigen spürt man es an, dass morgens die Sonne über ihnen aufgegangen ist und den Frühstückstisch oder doch wenigstens den Hausgiebel gegenüber mit goldenem Licht überflutete.

Auch kann ja der Weg zur Arbeit ein Weg unter Bäumen sein mit Vogelgezwitscher und frischen Winden, vorbei am See und herrlichem Möwenflug. Und stets ist es ja ein Weg durch Menschenreihen und des Schauens in Menschenantlitze, die so vieles sagen ohne Worte.

Und warum ist der Abend nur Müdesein, grämliches Nachsinnen über erlebten Aerger und Verdruss? Er bringt doch die Ruhestunde unter der stillen Lampe, das Eintreten in immer wieder neue und frische Lebensbeziehungen im Gespräch zwischen Mann und Frau, mit den Kindern, mit Freunden und Gästen, die man zu sich laden kann.

Er bringt den Schlaf, diese herrliche Gabe und vorher vielleicht noch das Lesen und Sichhingeben an die Welt eines Buches, dann das mähliche Müdewerden, das Lauschen auf Schritte auf der Strasse und zuletzt das sich Anvertrauen an die guten Mächte des Schlafes.

Wieviel besitzt der, der ein eigenes Bett hat! Es schenkt das Gefühl des eigenen Körpers, den viele manchmal den ganzen Tag nicht spüren. Erst am Abend empfindet sie mit einem Seufzer des Entspanntseins, des sich nesthaft Geborgenfühlens, ihren Körper als eine gute Gabe des Lebens, vielleicht nicht mit dem vollen Bewusstsein, aber mit einer leisen Ahnung des Beschenktseins.

Und können heute nicht die meisten von uns das herrliche Geschenk eines abendlichen oder Sonntagmorgen-Bades geniessen — diesen zauberhaften Eingriff, der die gesunden Grundschwingungen unseres Daseins wieder herstellt?

Zu den guten Gaben des Lebens gehört das Essen am gedeckten Tisch, eine Ruhestunde am Fenster, das Pflegen der Blumen, eine Nähstunde mit besinnlichen Gedanken. Gerade unser Heim ist die eigentliche Theaterbühne für viele verteilte kleine Lebensreize, die ihre ermunternden Kräfte nie verlieren.

Vielleicht nicht täglich, aber immer wieder von Zeit zu Zeit können wir uns freuen über die schön gebogenen Linien unseres Biedermeiersofas, über die Spuren der werkenden Hand an einem geschmiedeten Leuchter, über das herrliche Rot unseres Teppichs, über die Durchsichtigkeit und Zartheit einer Glasschale, über das sprühende Lichtgefunkel einer Kristallvase, wenn die Sonne hineinscheint und wir langstielige Rosen zu unserer eigenen Freude hineinstellen, — über so vieles, vieles, das tägliches Gewohntsein ist. Aber müssen wir allen diesen Dingen nicht gerade dafür danken, dass sie immer bereit sind durch ihr tägliches Dasein, uns stets zu erfreuen in einer nie nachlassenden Freundschaft?

Wir selbst können unsere Stunden, unsere Tage, unser ganzes Leben auf einen freudigen Akkord stimmen, wenn in unserem Herzen eine aufmerksame Bereitschaft lebt, die guten Gaben des Lebens zu sehen, zu hören, zu empfinden. Und die einfachen Dinge des Lebens können hierzu unsere treuesten Helfer sein. Leben wir der Stunde, dem Tag! Denn immer und immer wieder gibt es «ersten Schnee» und zarte Frühlingsahnung, hochziehende Wolken im Sommer und das Flammen und Lodern der Bäume im Herbst. Bücher sind die Tore zur Welt des Geistes und Gemütes und Kinderlachen gibt es alle Tage. Alles ist da, ist Welt, wartet auf uns, damit wir allem unsere Aufmerksamkeit schenken und beschenkt werden in überreichem Masse.

Ich las einmal eine Anekdote von einem, der sich das Leben nahm, weil es ihm zu langweilig wurde, sich täglich anzuziehen.

Ist dieser arme Narr nicht das Sinnbild eines krankhaften Herausfallens aus jener letzten Seelengesundheit, die gerade im täglichen Wiederkehren einfacher Verrichtungen, der zu leistenden Arbeit und der kleinen, bescheidenen, aber jedem zugänglichen und möglichen Freuden die treuesten Lebensreize findet?

E. S.

Politisches und anderes

Aus den eidgenössischen Räten

In der dritten Woche der Wintersession setzten die beiden Räte ihre Debatte über den eidgenössischen Staatsvoranschlag für 1952 fort. Umstritten war der Kredit von 9 Millionen für die Weinbauförderung, sowie die Vorlage über die Gewährung eines ausserordentlichen Bundesbeitrages von 760 000 Franken zur Verbilligung der Skischul- und Bergführertarife im Winter 1951/52 als Hilfeleistung zur Frequenzsteigerung des Fremdenverkehrs. Beide Kredite samt Budget wurden durch die Räte angenommen. Ferner genehmigte der Nationalrat die Unterstützung der Stickerei-Treuhandgenossenschaft, das Abkommen mit Rumänien betr. der Warenaustausch und Zahlungsverkehr, sowie die Entschädigung der schweizerischen Interessen in Rumänien. — Der Ständerat billigte das Budget der Bundesbahnen.

Die Ablehnung des holländischen Begehrens durch den Bundesrat

Das holländische Aussenministerium hat den Inhalt der Note veröffentlicht, die ihm vom schweizerischen Bundesrat überreicht worden ist. Darnach lehnt die schweizerische Regierung mit Bedauern eine schiedsgerichtliche Entscheidung ab, der Ansprüche Hollands über das von den Deutschen in den Niederlanden gestohlenen und in der Schweiz deponierten Goldes. Im Haag wird die Angelegenheit damit als erledigt betrachtet.

Westlicher Abrüstungsplan angenommen

Die politische Kommission der Vereinigten Nationen hat den Abrüstungsplan der Westmächte gutgeheissen und eine neue Abrüstungskommission ins Leben gerufen.

Die Uno-Kommission für Deutschland

Die Generalversammlung der Vereinigten Nationen schloss die Debatten über das Problem Deutschland ab. Mit 45 gegen 6 Stimmen bei 8 Enthaltungen wurde die Resolution der drei Westmächte genehmigt, wonach eine aus Vertretern Brasiliens, Islands, Hollands, Pakistans und Polens bestehende unparteiische Kommission in ganz Deutschland eine Untersuchung über die Möglichkeit von gesamtdeutschen Wahlen durchführen soll. — Polen hat bereits angekündigt sich an einer solchen Kommission nicht beteiligen zu wollen und in Ostberlin wurde erklärt, dass eine solche Kommission in der Sowjetzone nicht zugelassen wird.

Friedensvertrag für Italien

Die italienische Regierung hat bekanntgegeben, dass Italien die Bestimmungen des Friedensvertrages von 1947 über die Beschränkung seiner Militärstreitkräfte, die Demilitarisierung seiner Grenzen und die politischen Bestimmungen für ungültig erklärt. Diese Erklärung wurde herausgegeben, nachdem kurz vorher acht Staaten — Amerika, Grossbritannien, Frankreich, Griechenland, Neuseeland, Nationalchina, Holland und Belgien, eine Revision des Friedensvertrages gebilligt hatten.

Die Verhandlungen Panmunjom

Das Hauptproblem in Panmunjom bildet die Frage der Kriegsgefangenen. Beide Seiten beschuldigten einander gegenseitig unvollständige Listen der Kriegsgefangenen vorgelegt zu haben. General Ridgway hat die Kommunisten ersucht, der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes den Besuch der alliierten Gefangenen in den kommunistischen Gefangenenlager zu gestatten.

Die Nachfolgerin von Anna Hirzel-Langenhan

Auf Schloss Berg im Thurgau starb, wie bereits gemeldet, die bekannte Klavierpädagogin Anna Hirzel-Langenhan. Die Musikschule Berg, die internationalen Namen hat, wird in ihrem Sinne und auf ihren Wunsch durch ihre langjährige Mitarbeiterin Renata Borgatti weitergeführt.

Eine Schweizerin erhält ein Unesco-Stipendium

Die Unesco verlieh Frl. Magdalena Rahn von der Pestalozzi-Bibliothek in Zürich das Stipendium «Unesco 1951», das der Schweiz für Studien über die Entwicklung der öffentlichen Bibliotheken, insbesondere der Kinderbibliotheken, zuerkannt worden war.

cf.

„Das Beste?" nein!!- Nur Pic-Fein!

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben
ZÜRICH Unfall

dierende und Auswärtswohnende vom Unterlande heim; und jene, die in der Ferne weilen, leiden um diese Zeit stets an Heimweh. Der Männerchor singt von Weihnachten bis Neujahr jeden Abend ein bestimmtes Lied. Sie beginnen am Heiligen Abend mit «Herr mein Hirte». Es folgen: «Auf ihr Christen. Auf, Geister des Himmels. Wie schön leuchtet uns der Morgenstern. Das Heil der Christen ist geboren. Hosiana, Ehre sei Gott. O ewiger Fürst.» Am Silvesterabend: «Das alte Jahr geht nun zu Ende. Mein Jesu A und O.» Und nach dem Neujahrsläuten: «Kommt Christen, jubiliert.» Vier Laternen begleiten den vierstimmigen Chor von vier Knaben getragen. Es sind alte Kutscherlaternen, früher mit Kerzen, jetzt mit Azetylen beleuchtet.

Wir standen auf der Strasse und lauschten dem schönen Gesang. Wie rein und erhebend die Stimmen durch die Winternacht klangen. Nach dem ersten Verse zogen die ca. hundert Mann, Arm in Arm, reich und arm miteinander, die Strasse weiter hinauf, und wieder blieben sie vor einer Häusergruppe stehen und sangen den zweiten Vers. Aus allen Häusern und besonders aus den Restaurants waren die Leute getreten. Uns erstaunte immer mehr die absolute Disziplin. Alle jungen Männer des Dorfes singen mit; Frauen sind nicht zugelassen. Diesem Brauch liegt eine wertvolle Ethik zu Grunde. Nie hört man in der Silvesternacht ein Gröhlen von Betrunkenen in Thusis.

Wir hatten den Chor bis zum Oberdorf begleitet, wo er sich auflöste. Dann wanderten wir allein über die alte Brücke. Der Nolla floss tief unten in seinem breiten Bett. Zwischen den vereisten Steinen rann das Wasser in raschem Rhythmus und starkem Gefälle dahin. Traumhaft standen die weissen Tannen an den erhöhten Ufern, und wie von Zucker übergossen sahen die verschneiten Gebüsche aus. In Myriadenzahl blinkten von hoch oben die Sterne herab, gut sichtbar Orion, Stier und Sirius, und im Osten der ringgeschmückte Saturn. Wie hell sie schienen. Nur der Mond hatte sich zu einer schmalen Sichel zusammengezogen. Wir wanderten die alte Strasse aufwärts, die schon den Römern wichtig war. Tief unten floss der Rhein durch sein felsiges Bett. Er focht hier einen schwierigen Kampf mit der Felsgewalt der Viamala aus. Mächtige Steinblöcke stehen überall im Wasser herum. Schräg wurzeln die Tannen an den schroffen Hängen der Hohe Rhätien und des Grapteigs. Wir gingen bis zum Tunnel hinauf und hatten von da einen freien Blick ins Dorf hinab. Wie die vielen Lichter freundlich leuchteten! Vom nächtlichen Schweigen umgeben schritten wir ihnen und dem neuen Jahr entgegen.

An der Brücke angelangt begannen die vier Glokken zu läuten. Der Turm war von innen beleuchtet, so dass man ihre rhythmische Bewegung gut sah. Und während wir weiter gingen, sprachen wir von Vergangenem. Nicht alles war gut an kleinen und grossen Masstäben gemessen. Ewig aber scheinen die Sterne, ewig wölbt sich der Himmel über der Erde, und wohl schon seit tausend Jahen ist Thusis als Durchgangsort bekannt. Im Gemeindearchiv ist eine Unglückschronik aufbewahrt: Nollaausbrüche verwüsteten das Land, Brände zerstörten einen Teil des Dorfes. Auch die Pest hat gewütet, und das Strafgericht über Jürg Jenatsch hat hier stattgefunden. Manche fremde Heere sind durchgezogen, und wieviel alte Säumer sind mit Ross und Wagen in die schaurige Viamala gestürzt.

Langsam verklangen die Glocken. Die Uhr schlug ihre zwölf letzten, dumpfen Schläge im alten Jahr. Bald setzten hell, jubelnd und gläubig die Glocken wieder ein, das junge Jahr begrüssend. Die Strassen waren leer, denn die Familien weilten beisammen. Nur vor einigen Gaststätten befanden sich Menschen, die das neue Jahr auch in einer Gemeinschaft beginnen wollten. Wir kehrten in unser Hotel zurück und wurden von einer fröhlichen Gesellschaft aufgenommen. Man setzte uns Papiermützen auf, und die heitern Spiele nahmen ihren Fortgang. Dann griff die Wirtin zur Laute und sang. Auf einmal ging die Türe auf. Draussen hatte der Männerchor nochmals zu singen begonnen: «Kommt Christen, jubiliert!» Ergriffen traten wir in die Winternacht hinaus und lauschten der schönen Verkündung.

Elisabeth Gerter

Der Neujahrsbesuch der alten Bärbel

von Clara Büttiker

Es hatte schon in den letzten Stunden des alten Jahres zu schneien begonnen. Zuerst waren die ersten Schneeflocken sachte und behutsam durch die Luft geschwebt und hatten sich wie zarter Flaum auf der alten Schneedecke niedergelassen, die noch auf den weiten Flächen der Wiesen und auf den Dächern der Häuser lag. Dann aber hatte in der Frühe des Neujahrstages ein richtiges Schneetreiben eingesetzt, das auch jetzt in den Nachmittagsstunden noch andauerte.

In dem kleinen Gehöft, das abseits des Dorfes lag, rückte die Bäuerin einen Stuhl an das Fenster und liess sich darauf nieder. Es kam nicht oft vor, dass sie sich eine solche Ruhepause gönnte. Aber sie betrachtete den Neujahrstag als einen Tag der Besinnung, an dem es sich lohnte, ein wenig Rückschau zu halten. Durch die Scheiben des Fensters blickend, sah sie, wie Thomas, ihr Mann, immer noch emsig die Schneeschaufel handhabte. Auf dem tiefreichenden Dach des Stalles lag eine hohe Schneekappe, und Thomas stand jetzt im Begriffe, den Weg zu Scheune und Stall neuerdings freizulegen. Sie schätzte seine Arbeit ab. Der Weg zur Fahrstrasse war gebahnt und auch jetzt drang er mit seiner Grabarbeit zwischen den beiden sich zur Seite auftürmenden Schneewänden so unaufhaltsam vor, dass ihm vor dem Melken und Füttern der Kühe vielleicht doch noch ein kleiner Augenblick zum Hereinkommen und Verweilen in der Stube verblieb. Sie empfand heute in vermehrtem Masse das Bedürfnis, ihn ein wenig um sich zu haben. Unaufgeschlagen hält Christine die auf diese Stunde bereit gehaltene Wochenschrift in der Hand und staunt in die weite Ferne. Sie kann zum Dorfe hinüber und den hinter ihm aufsteigenden hohen Bergen sehen, und auch zu den tiefverschneiten schwarzen Tannen des nahen Waldes. Das grosse, mit dem Fallen des Schnees

Mutterwort

Ich sah Hansli, mit dem ich später erzieherisch zu tun hatte, zum erstenmal im Wartsaal eines Bahnhofes, wo er in Begleitung seiner Mutter war, die bei Verwandten einen Besuch machen wollte. Die Mutter war damit beschäftigt, die von der Wand herunterhängenden Fahrpläne zu studieren, und ich begriff gut, dass sie dabei auf die unausgesetzt an sie gestellten Fragen ihres Bübleins keine Antwort geben konnte, ja dass diese sie im Suchen der gewünschten Angaben im Gegenteil störten. Sie fuhr das Kind recht barsch an: «Nun sei doch einmal still und störe mich nicht immer!» Es fiel mir gleich auf, dass das Büblein, es mochte etwa fünf Jahre zählen, den Worten keinerlei Beachtung schenkte. Es bedrängte die Mutter genau gleich mit Fragen, wie wenn sie nichts gesagt hätte. Als sich der gleiche Vorfall etwa fünfmal wiederholt hatte, dass nämlich die Mutter mahnte, jedesmal etwas lauter, das Kind aber nicht gehorchte, da fing in meinem erzieherischen Empfinden etwas an, unruhig zu werden. Wie durch einen dünnen Schleier sah ich, wie es zwischen Mutter und Kind stand und ausser dem gegenwärtigen trat zukünftiges Geschehen vor meine Augen.

Doch hatte ich nicht lange Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, von neuem nahm mich die reale Situation gefangen. Hansli fuhr mit seinen Händchen spielerisch über die leeren Bänke. «Aber Hansli, was fällt dir nur ein, du machst dich ja ganz schmutzig, höre sofort auf damit!» Gesprochen war das Wort, aber wieder wurde es von Hansli nicht befolgt. Was ging ihn an, was die Mutter sagte! Es schien, als ob diese Mutterworte für ihn gar kein Gewicht hätten. Auch Wiederholungen der Mutter gaben dem Gesagten den nötigen Nachdruck nicht. Hansli strich mit seinen Händen so lange auf den Bänken herum, bis ihm dies von selbst verleidete. —

Darauf folgte wieder eine andere Episode. Hansli hatte im Schirmgestell, das von unordentlichen Fahrgästen als Papierkorb benützt worden war, angebrannte Zündhölzchen entdeckt. Diese sammelte er und war sichtlich erfreut über das Spielzeug, das er hier unvermutet gefunden hatte. Die Mutter, einen Blick auf ihr Kind werfend, wurde des Spieles mit den unsauberen Dingen gewahr und befahl Hansli wiederum, die Hölzchen wegzuwerfen. Wirkungsloser hätte auch das Schweigen der Mutter nicht sein können, denn wiederum kümmerte sich der Knabe nicht um das, was sie gesagt hatte und spielte weiter.

Dann nahm die Mutter das Kind am Händchen und führte es hinaus, denn es war Zeit, um auf den Bahnsteig zu gehen.

Ich machte mir meine Gedanken: «Arme Mutter, armes Kind! Wie soll Hansli Gehorsam lernen, wenn die Mutter es nicht versteht, das was sie befiehlt, auch in der Tat zu fordern? Wie soll er den Ernst einer sittlichen Forderung sich aneignen, wenn er ihn nicht erfährt? Wie soll er wissen, dass ein Wort etwas gilt? Wenn das Mutterwort keine Kraft und Gültigkeit hat, so kann unter Umständen die ganze sittliche Erziehung in Frage gestellt werden. Das Mutterwort ist die Brücke zu sittlicher Persönlichkeit, indem das Kind durch diese lernen und erfahren soll, dass es einen höheren Willen gibt als den eigenen — zuerst wird er durch die Mutter, den Vater, das Gesetz und zuletzt durch Gott verkörpert. Indem die Mutter auf die strenge und exakte Erfüllung des Befohlenen pocht, eine Sache weder zwei- und dreimal sagt, noch sie einfach auf sich beruhen lässt, weckt sie das Bewusstsein der Absolutheit und Verbindlichkeit dieses Willens. Er ist ernst zu nehmen und zu befolgen. Ein Mensch, der keine Autorität über sich weiss, von der er sich abhängig fühlt, der sich selbst genug ist, steht in der Gefahr, haltlos zu werden.

Hansli ist ein Beispiel dafür. Viele Jahre später begegnete ich den Leuten wieder in der Erziehungsberatung. Die Mutter war ganz verzweifelt über ihren Hans, der ihr nicht nur nicht gehorchte, sondern frech forderte und sich auflehnte. Wir mussten den Jungen, der den haltgebietenden Segen des richtig angewandten Mutterwortes von früher Jugend an nicht kennengelernt hatte, in einer Anstalt unterbringen. Es war auch hier schwer, ihn an Unterordnung und Autorität zu gewöhnen. Er war der Sklave seines eigenen Willens. Das wäre kaum so weit gekommen, wenn die Mutter ihrem Wort Gewicht gegeben und von Anfang an verlangt hätte, dass das was sie sagt, auch getan wird und zwar auf das erste Mal. Ihr Versagen hatte die schwersten Folgen und brachte ihr bitteres Leid. Als sie den Fehler erkannte, war es zu spät, ihn gutzumachen. Auch später blieb ihr Wort für den Sohn bedeutungslos. Aus der Erziehungsanstalt entlassen, sagte er, dass er nach Paris fahren und es schön haben wolle wie andere Leute, zu Geld werde er schon kommen, wenn ihm die Mutter keines gebe. Die Mutter flehte ihn an, hier zu bleiben und ein rechtschaffenes, arbeitsames Leben zu beginnen. Man hatte sich noch von der Erziehungsanstalt aus bemüht, dem Burschen, der in das Schreinerhandwerk eingeführt worden war, eine Stelle bei einem guten Meister zu verschaffen. Er trat die Stelle nie an, sondern antwortete der Mutter: «Ich kann machen, was ich will!»

Später erfuhr die Mutter — es war das letzte vor ihrem Tode — dass ihr Sohn in Paris verhaftet worden war. —

Dr. E., Brn.

Person und Kollektiv

Auf der diesjährigen Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst zu München fiel erschreckend auf das Gemälde von F. Kitt «Gespräch an zwei Tischen». Menschen im gemütlichen Beieinander, ohne Antlitz, schemenhaft, anonym, einer wie der andere, nur eine weisse Fläche statt Antlitz. Zeichen unserer Zeit! Kollektiv! Der ausgelöschte Mensch! Hatte Talleyrand einst den Ausspruch gewagt: «Die Sprache ist dazu da, seine Gedanken zu verbergen», so hatte er das höchstpersönliche Ausdrucksvermögen des Menschen durch die Sprache, die doch Bindung der Personen zur Gemeinschaft sein soll und kann, als Abgrenzungsmittel gegenüber dem anderen als Möglichkeit der Isolierung durch Unwahrhaftigkeit eingesetzt. Hier aber ist auch das Gesicht der Person ausgelöscht. Wir leben in einer Zeit, in der oft schauerlich Mittel und Wege gesucht werden, um die Personhaftigkeit des Menschen zu zerstören, um ihn um so gefügiger zu machen für das Kollektiv. Man denke an die Verhörmethoden der Sowjets! Die Macht der Geschichte und die Bedeutung des einzelnen, der Gemeinschaft, des Volkes werden nicht mehr persönlich, sondern schicksalhaft gesehen. Alle unter dem gleichen Geschick, das unpersönlich, gewaltig auf uns zu kommt! Selbst der allgewaltige Tyrann in der totalitären Staatsmacht verbirgt sich anoym hinter der «sachlichen Partei und ihrer Funktionäre.» Sagenhaft, legendär ist bereits sein Dasein zu Lebzeiten. Das ist der eigntliche Kampf des Abendlandes mit dem Kommunismus. Die geschichtlichen Konzeptionen eines Hegel, eines Spengler waren von der Wurzel her unpersönlich, überbetont sachlich: Die unpersönliche Idee und der unpersönliche Weltvernunftsplan, die unpersönliche Macht und der unpersönliche Staat, fordern unpersönliche Einordnung des Menschen, der nicht selbst verantwortlich für sein Tun zeichnet, sondern Paragraphen ausführt als Funktionär. So steht der Mensch nicht mehr als Subjekt in sachgerechtem Dienst über dem Objekt, sondern umgekehrt. Praktisch verwirklicht und ins Brutale übersetzt erleben wir diese Konzeptionen in allen totalitären Staaten. Der Mensch wird uniformiert, eingestampft in die Masse. Die einzelnen sind in der Masse Menschenmaterial, das man einsetzt, wo man will, das im Gleichschritt, in gleicher Uniform zu marschieren hat. Weniger wert als die Maschine, die unbrauchbar geworden noch als Schrott Gewinn bringt, während der arbeitsunfähige Mensch die Masse belastet. Denken und Geist werden ausgeschaltet oder wenigstens gleichgeschaltet. Der denkende, geistige Mensch wird ausgerichtet zum hochqualifizierten linientreuen Spezialisten, er hat zu funktionieren als Glied einer toten Maschine, sonst wird er erledigt. Die entscheidend wirkende Macht der historischen Person, die Bedeutung des einzelnen für die Gemeinschaft müssen wieder gesehen werden, die Aufgaben der Frau vor allem als Nachfahre Evas, das heisst als Mutter aller Lebendigen in Familie und Volk, auch für die Entwicklung der Geschichte! Eigens wir Frauen, die wir unserer Naturveranlagung nach in besonderer Stärke die Zusammenhänge für Aeusserungen des Lebens, für seine besonderen Gesetze und Forderungen zu erkennen, zu erfassen und zu überblikken vermögen, sind in besonderer Weise heute berufen, nicht nur in Forschung und praktischer Arbeit eigene Wege zu gehen, sondern darauf hin zu wirken, dass allgemein die Bedeutung des Persönlichen wieder erkannt und danach gehandelt werde.

Der einzelne muss wieder zum persönlichen Einsatz verpflichtet werden, zur ehrfürchtigen Begegnung mit der Eigenpersönlichkeit des anderen gebracht werden. Das Wort Fichtes: «Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wär dein» gilt für jedes Volk und muss überall verwirklicht werden, soll der Ansturm des Kollektivismus aufgefangen und persönlich überwunden werden. Das muss auch das Grundanliegen im akuten Europaproblem heute sein: der lebendige Mensch, nicht phrasenhaft, weil er sein Leben retten will hinter der Masse, die ihn verstekken soll, sondern der einzelne als verantwortungsbewusste Person, der den anderen liebt wie sich selbst, nicht schicksalhafte Verbundenheit der Völkermassen, vermehrt um wirtschaftliche und schliesslich sogar strategische Ueberlegungen. Es gilt wieder, den einzelnen Menschen in der Gemeinschaft und seine persönlichen Aufgaben in höchster Verantwortlichkeit zu sehen, dann allein kann das Abendland, das da aufgebaut ist auf das Menschenbild der klassischen Antike einer reinen edlen Humanität und zugleich des christlichen Menschenbildes gerettet werden. Und wenn man unsere modernen Romane liest, so wird man erschreckend inne, dass der einzelne auf der Flucht vor der Allgewalt der anonymen Mächte der Technik nach bergenden, tragenden Kräften sucht, statt selbst zur innerlich starken Persönlichkeit zu werden, um anderen Stütze sein zu können. So ist der moderne Mensch ständig auf der Flucht vor drohenden Gewalten und vor allem auf der Flucht vor sich selbst. Wer sich aber auf die Flucht begibt, wird heimatlos. Er trägt damit noch mehr zur Vermassung bei, der er entfliehen möchte, statt sie aufzusprengen. So sucht der moderne Mensch Befreiung seines Ich in der Natur und Landschaft. in Volk, Heimat, Nation und Geschichte, im biologisch-mystizistisch verstandenen Machtumkreis von Blut und Boden, im Mythos des Ursprungs, in der Loslösung von Raum und Zeit, bis er schliesslich im Kollektiv-Unbewussten oder in Urheimaten der Seele träumen und hindämmern oder im Lärm der Masse der Gesellschaft seine Angst vor der dämonischen Allgewalt unentrinnbaren Technik übertönen lassen kann. Das Geräusch des Radios, der schnelle Ablauf des Films sind seine ständigen Begleiter. Die Personen unserer modernen Romane verflüchtigen sich, die Wirklichkeit wird aufgelöst. In vielfachen Gestalten erscheint ein und dieselbe Person als Typus, mehrere Personen fliessen zusammen in eine oder eine spaltet sich auf in mehrere. Eine Person erlebt sich selbst in vielen Gestalten, um zurückzufinden zum All, zum Nichts, zum Tod, in einer Welt ohne Zeit: es ist der Tod in der Masse, das Auslöschen von Gesicht und Sprache. Menschen ohne Antlitz! Grauenhaft ist es auch, man denke an Elisabeth Langgässers «Unauslöschliches Siegel», wie da die Zeit nicht mehr als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erlebt wird, sondern losgelöst aus dem logischen Kausalzusammenhang nur noch zeitlose Erlebniskreise im Unbewussten, die der Tiefenpsychologe und Psychoanalytiker zu deuten hat. Im Rhythmus des Seins verwandelt sich das Leben in flutende Bewegung. Selbst manche Psychologien über die Frau deuten rein biologistisch das Frauendasein im ewigen Kreislauf eines Stromes, einer immer wiederkehrenden Periode. Grausige Auflösung alles personellen Seins, das doch hienieden an Raum und Zeit gebunden, gestaltet und geformt werden soll, das nach aussen in die Erscheinung treten und innerhalb der lebendigen, aus Einzelpersönlichkeiten aufgebauten Gemeinschaft Aufgaben erfüllen, das Dasein persönlich prägen soll, nicht aber in Erlebnissen sich abrollen darf.

Dass endlich wieder unser Leben, unser menschliches Dasein personhaft werde, das heisst, dass der Geist, verschieden bei jedem einzelnen, personat, das heisst durchtönt den Leib, der wiederum individuell vom Geist geformt werde, dass der Leib und alles leibliche Geschehen hienieden die Leuchte des menschlichen Geistes wird, ist der Auftrag unseres Jahrhunderts an die Frau. Möchten alle Frauen in der ständigen furchtbaren Bewegung der Massen Antlitz tragen und Antlitz prägen und den Ruf vernehmen: Gib eine Bleibe im Leben, ein Herz uns wieder!

Elfriede Fuhrmann.

Weihnachtsglaube

Aline Valangin

Wir waren arme Kinder, denn das Christkind kam nicht zu uns. Ueberall machte es seinen Besuch: bei Nachbar Hunziker links, bei Lehrer Schädelis rechts, bei Direktor Meyers, sogar bei unsern Vettern, den so bösen und frechen Buben ... Nur bei uns zeigte es sich nicht, ja, unsere Eltern — so schlimm stand's — versicherten, das Christkind gebe es nicht, es sei eine Erfindung.

Trotzdem, oder gerade deshalb, konnten unsere Schulfreundinnen uns nicht genug vom Christkind, das sie alle persönlich kannten, erzählen. Es stand am Heiligen Abend neben dem Tannenbaum, ganz in weissglitzernde Gewänder gehüllt, das lockige Haar von Silberbändern gehalten, am Rücken lange, flaumige Flügel, und auf der Stirn den Stern. Ob die Füsse in Silberschuhen steckten oder nackt waren, darüber gingen die Meinungen der Kinder auseinander. Auch über die Art, wie das Christkind vom Himmel herunterkomme und auf Erden sich weiterbewege, herrschte Unklarheit. Uns wollte wohl die Frage aufdämmern, ob's denn auch stets dasselbe Himmelswesen sei, das an ein und demselben Abend bei allen Kindern eintrete, sich die Verslein und Lieder anhöre, lächle und wieder verschwinde. Wir befragten unser Dienstmädchen Rosa. «Freilich, freilich», beteuerte dieses. Wir waren noch nicht beruhigt und wagten, gelegentlich wieder unsere Eltern um Auskunft zu bitten. Sie schüttelten den Kopf. «Es gibt ja kein Christkind», sagten sie, halb vorwurfsvoll, halb tröstend, und strichen uns übers Haar.

Wir glaubten es und glaubten es nicht. Bei uns zu Hause, gewiss, da gab es kein Christkind. Aber bei uns zu Hause gab es vieles nicht, was in andern Familien gang und gäbe war, so zum Beispiel Blut- und Leberwürste, Zwiebelkuchen, einen Misthaufen im Garten, Ratten im Keller und andere gute und interessante Dinge. Es könnte doch sein, dass das Christkind dazu gehörte, und dass nur wir vom Glück ausgeschlossen wären, es kennen zu lernen.

Je näher das Weihnachtsfest rückte, um so inniger wünschten wir uns, des Wunders, wie andere Kinder teilhaftig zu werden. Aber wie? Wir müssten an der Bescherung einer unserer glücklicheren Freundinnen dabei sein können. Doch, sich am Heiligen Abend davonstehlen, ging nicht. Zudem, wer hätte uns eingelassen? Und wurden wir ein paar Tage später zu einem Vieruhrtee und zum Bestaunen der erhaltenen Geschenke zu andern Kindern eingeladen, war da nicht ein einziges Glitzerstäubchen vom Christkind mehr zu finden. Alles sah genau so aus wie bei uns: der halb geplünderte Tannenbaum, die zum Teil schon ramponierten Geschenke. Auch herrschte dieselbe Stimmung, gemischt aus sattem Ueberdruss und Zerstörungslust, wie bei uns. Von Wunder keine Spur. Wenn nichts zu Hilfe kam, blieb unser Wunsch, das zu erleben, was über jedes Mass an Schönheit hinausging, was durch sein einmaliges Aufblitzen noch das Lästigste, die Schulaufgaben und das Klavierüben etwa, verklärte, für immer unerfüllt.

Es kam uns aber etwas zu Hilfe. An einem Heiligen Abend, es mochte schon sechs Uhr sein, waren die Pastetchen, die seit Familiengedenken als Eingang zum Festessen des Tages gehörten, noch nicht gebracht worden. Hatte der Patissier uns vergessen? Die Mutter war aufgeregt. Unordnung in der Abwicklung des Programms drohte. Schliesslich telephonierte sie ins Geschäft. Herrjeh, ja, Herr Doktors Pastetli lägen schon in der runden Schachtel, noch auf dem Ladentisch. Der Ausläufer sei weg, auch sonst niemand herum, der sie bringen könnte. Ob nicht das Dienstmädchen ... «Doch, doch, gewiss», sagte die Mutter in den Apparat.

Eben wollte sie nach Rosa rufen, als sie sich anders besann. «Rosa hat gerade anderes zu tun», sagte sie munter, «aber ihr wisst ja den Weg genau, weit ist's nicht. Zieht die Schneeschuhe an und geht. Aber bleibt nicht stehen», rief sie uns nach. Wir waren selig. Welch unerwartetes Abenteuer, an diesem Tag, um diese Zeit, da man sonst von Ungeduld gequält, heiss und kalt, im verdunkelten Zimmer verbundene Schweigen liegt in der Luft. Ausser dem knirschenden Geräusch der Schneeschaufel, die ihr Mann in regelmässigen Stössen in die Schneemassen gleiten lässt, ist kein Laut zu vernehmen. Selbst das Krächzen der Dohlen ist verstummt, sie müssen drüben im Walde Zuflucht und Unterschlupf gesucht haben. Christine ist es gewohnt, stille Tage in der Abgeschiedenheit ihrer Wohnstätte zu verbringen. Aber die Einsamkeit vermochte sie eigentlich nie zu bedrücken. In jungen Jahren hatte sie in verhältnismässig kurzer Zeit ins Dorf und zu den Menschen zu laufen vermocht. Jetzt machte ihr das Alleinsein nichts mehr aus. Nach fleissiger Arbeit kamen ihr die beschaulichen Stunden des Fürsichseins wie ein Geschenk vor.

Auch heute gibt sie sich gerne ihren Gedanken hin. Immer wieder glitt ihr Blick zu dem Manne hinaus, mit dem sie seit bald zweieinhalb Jahrzehnten das Glück und die Sorgen teilte. Es war ein schönes Leben, das sie bis zur Stunde einander hatten bereiten dürfen und Christines Herz war voll Dankbarkeit für die Eintracht, die sich immer wieder wie ein Segen in ihrem Zusammenleben auswirkte. Jetzt ging Thomas noch einmal zu dem breiten Weg hinüber, auf dem es sich mit dem Pferdeschlitten musste ein- und ausfahren lassen. Geduldig behob er die kleinen Schneeverwehungen, die sich immer wieder angehäuft hatten. Mitunter blieb er jetzt einen Augenblick auf die Schaufel gestützt stehen, hielt die Hand über die Augen und blickte zur Strasse hinüber. Nicht die geringste Unruhe, nur vollste Zufriedenheit lag in seinen Gesichtszügen. Christine erriet seine Gedanken. Es war heute für sie alle ein besonderer Tag. Vor zwei Stunden war ihr Sohn auf diesem Wege ins Dorf und seine Umgebung gefahren, um den Verwandten, Freunden und Nachbarn mit seinem Mädchen die Brautvisite zu machen. Bald würden sie zurückkehren und da musste der Weg für die Einfahrt ebenso frei und ohne Hindernisse sein, wie er für die Ausfahrt gewesen war. Gaudenz, der Sohn, hatte um eines Nachbarn Tochter gefreit, und nun würden die beiden bald für immer in diesem Haus zusammen einkehren und später einmal das Heimwesen übernehmen. Zuerst galt es allerdings, miteinander zu arbeiten. Vielleicht noch für viele Jahre. Aber was tat es. An Arbeit würde es für sie alle nie fehlen, besonders wenn einmal Enkelkinder da sein würden. Das junge Mädchen war trotz seines schlanken Wuchses gesund und kräftig, und würde eine gute Gefährtin für den Sohn geben.

Christine sah jetzt, wie Thomas sich dem Fenster zukehrte und mit einer Kopfbewegung ihre Aufmerksamkeit auf einen Vorgang auf der Strasse zu lenken suchte. Sie sah angestrengt in die angegebene Richtung, auf der eine Gestalt schwerfällig und mühsam des Weges kam und unzweifelhaft ihr Gehöft als Ziel ihres Ganges ausgesucht hatte. Es war eine alte Frau, die daherkam und Thomas ging ihr nun entgegen und geleitete sie dem Hause zu. Christine hatte die alte Frau bald erkannt. Es war Bärbel, die einstige Hebamme des Dorfes, die zu einem Neujahrsbesuch kam. Sie lebte jetzt schon viele Jahre bei ihrem Sohne in einer kleinen Stadt des Tieflandes. Aber fast jedes Jahr kehrte sie einmal in ihrem Bergdorf ein, in dem sie so viele Jahre gelebt und gewirkt hatte. Ueber diesem Besuche würde die Vergangenheit erst recht wieder lebendig werden, so sann Christine. Denn Bärbel hatte ja einmal alle Kinder des Dorfes bei der Geburt in Empfang genommen, und Christine musste vergnügt lächeln, wenn sie an Bärbels Erstaunen dachte, das die Verlobung ihres Gaudenz mit seinem Mädchen bei der alten Frau hervorrufen würde. Denn die beiden waren einst als Kinder zusammen getauft worden. Und dann hatte sie der Pfarrer noch verwechselt, weil Gaudenz ein so zartes Büblein und das Mädchen ein vor Gesundheit strotzendes Menschenkind gewesen war. Und die Bärbel hatte ihr das kleine Wesen bei jeder Begegnung gezeigt, und war mitunter sogar mit ihm hergekommen. «Das ist ein Kind, wie man es sich zum Muster nehmen kann», hatte sie zu sagen gepflegt und ihr Büblein mit mitleidigen Blicken betrachtet. Nun war aber aus dem schmächtigen Büblein ein starker junger Mann geworden, und das einstige Musterkind glich in seiner Feingliedrigkeit einer hochgewachsenen schlanken Birke. Die alte Bärbel hatte die beiden jungen Menschen seit ihrer frühen Kindheit kaum mehr gesehen. Der Zufall wollte es, dass sie in dem kurzen Augenblick, da sie auf Besuch kam, nicht zu Hause waren.

Nun aber geschah es, dass, von des Sohnes Hand gelenkt, der Pferdeschlitten mit dem jungen Paar in den Weg zum Hause einbog, während der Besuch bei Christine und Thomas in der Stube weilte und die Erinnerungen an alte Zeiten aufgefrischt wurden. Und Christine konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als sie das Mädchen und ihren Sohn der alten Frau zuführte und erklärte: «Das Mädchen ist Euer einstiges Musterkind, Bärbel. Und sein zukünftiger Mann ist unser Sohn. Die beiden wollen im neuen Jahre Hochzeit halten.»

«Da kenne sich einer aus», sagte die Bärbel kopfschüttelnd. «Das sollen wirklich mein Musterkind und der Gaudenz von einst sein? So zwei prächtige Menschen! Da gratuliere ich aber auch schön und wünsche alles Glück fürs Neue Jahr und ins zukünftige Leben!»

Nächtliche Dämmerung

Schon breitet Dämmerung die Flügel
Hin über Wälder aus und Hain,
Ringsum versinken Dorf und Hügel
In des verglimmenden Tages Schein.
Von weitem durch die klare Luft
Hebt sich der Kirchenglocke Läuten,
Rings strömt der Felder herber Duft
Die leis in Nacht und Dunkel gleiten.
Schon dehnen tiefer sich die Schatten,
Bald ist verstummt der letzte Mund,
In Schlaf versinken Weg und Matten,
Vom Dorf her bellt nur noch ein Hund.
Verschlossen steht wie eine Wand
Der Landschaft wundersam Gefilde,
Berühret wie von Geisterhand,
Wird Wirklichkeit zum Traumgebilde.

Antonia Stern

BAHNHOFBUFFET Zürich

DITZLER CONFITÜREN
... für jeden Gaumen!
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel Zürich Bern St. Gallen Luzern Buchs

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 9.50
pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellschein.

Unterzeichnete bestellt ein
Geschenk-Jahresabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau/Frl. _____

_____

Unterschrift und Adresse des Bestellers

_____

_____

zu sitzen hatte und zu warten. Was konnte uns nicht alles begegnen! Es würde schon ein Vergnügen sein, die Auslagen der kleinen Kramladen zu mustern, die an der Strasse standen. Vielleicht holten wir den Laternenmann ein und konnten einmal genau zusehen, wie er mit seiner langen Stange das Hebelchen am Gasstrumpf in die Höhe schob ... vielleicht auch ...

Als wir an Lehrer Schädelis Haus vorbeikamen, floss mildes Licht aus einem Fenster. Wir hielten an und reckten unsere Hälse, um zu sehen, was dort los sei. Ja, so war's, der Tannenbaum strahlte schon mit all seinen Kerzen. Die Leute hatten ja ihre Bescherung so früh angesetzt, damit die Dreijährige daran teilnehmen könne. Die Pastetli waren vergessen. Wir hissten uns auf einen Absatz unter dem niedrigen Fenster, wo im Sommer Lehrer Schädelis Kakteen standen, und hielten uns am Sims fest. Der Baum stand dicht an den offenen Vorhängen. Wir sahen zum Greifen nahe glänzende Kugeln, Lichter, Silberfäden und kleine Kuchen. Wir sahen mehr. Schräg hinter dem Baum, mit dem Rücken gegen uns, da war es ... also hatten unsere Eltern doch gelogen ... das Christkind! Schneeige Flügel an den Schultern, goldlockiges Haar, weisses Schimmerkleid ... uns fehlte der Atem. Da kehrte es sich um und schaute mit einem leeren Blick uns an, ohne zu sehen. Es war unser Dienstmädchen Rosa.

Wir erschraken sehr. Was trieb denn die Rosa für Unfug? Sich verkleidet bei andern Leuten herumzutreiben? Dann begriffen wir. Beschämt stiegen wir vom Fenster hinunter, beschämt für Rosa, dass sie sich zu solchem Betrug hingab, beschämt, dass wir unsere guten Eltern verdächtigt hatten.

Wir musterten Rosa genau, als sie die Pastetli auftrug. Sie hatte wie immer ihre roten Backen mit den kleinen Aederchen darin, die Zahnlücke vorn im Mund und ihr strähniges Haar. Und doch schien uns, sie sei nicht mehr ganz die alte Rosa. Etwas an ihr wollte Respekt einflössen. Es war uns nicht recht, sie einst angespuckt zu haben. Wir nahmen uns vor, sie in Zukunft anständiger zu behandeln. Denn immerhin ... könnte es nicht sein, wäre es ganz ausgeschlossen, dass, sehr im geheimen, nicht die Rosa als Christkind verkleidet, sondern das Christkind als Rosa verkleidet bei uns weilte, dies, um unsere Eltern nicht Lügen zu strafen? Das wäre doch Christkindart, nicht?

Chinesische Fliegen

Margrit Gantenbein

Es waren Prachtexemplare. Gross und stattlich. Eigentlich schön. Mit roten, leuchtenden Augen und zarten, irisierenden Flügeln. Ihre Fühler vibrierten vor Lebenslust. Den ganzen Tag tanzten sie und übten sie sich in Sturzflügen. Ihre Vitalität schien grenzenlos zu sein.

Sie liebten es, sich auf unserer Haut auszuruhen, sich vor unseren Nasen herumzutummeln, auf unserer Confitüre zu sitzen, auf unserem Braten auf den Tellern zu träumen, von unserem Zucker zu naschen, unser Brot auf seine chemische Zusammensetzung und seine Konsistenz zu prüfen, unser Gemüse zu probieren, von unserem Trinkwasser zu nippen. Früh morgens weckte uns ihr Gesumm, und abends, nach dem Lichterlöschen surrten sie uns in den Schlaf. Die Fliegen waren unzertrennlich von uns. Sie gehörten zu unserem Leben genau so wie die unerbittliche Szechuan-Sonne, die Moskitos, die Ratten, die Flöhe und die Wanzen. Auch von diesen Dingen gibt es manches zu erzählen. Ja, sie alle bildeten beliebte Themen bei Tisch. Man sprach darüber mit Ministern und Legationsräten, mit Köchen und Ladenangestellten. Denn sie waren unsere Feinde, und man musste beraten, wie man sie bekämpfen konnte.

Eines Tages jedoch hatten wir ein neues Tischgespräch: eine Epidemie von Meningitis war ausgebrochen, man hatte von einigen Fällen von Kinderlähmung gehört, jemand wusste von einem Cholerafall zu erzählen, und zahllose Menschen hatten seit einigen Tagen Dysenterie. Viele erlagen ihren Krankheiten in kürzester Zeit. Es herrschte bereits Panik. Und wir klagten alle über unser Los: was für ein unhygienisches Leben waren wir doch zu führen gezwungen. Und all die Fliegen!

Da wurde plötzlich jemand energisch. Es kam ein Erlass zur Fliegenbekämpfung heraus. Man müsse die Fliegen mit Gifträucherkerzen ausräuchern, hiess es, und jedermann sei verpflichtet, so viele Fliegen wie nur möglich totzuschlagen. Alle schafften sich noch einige Fliegentöter an. In jedem Haus war jetzt jeder Mensch mit dieser Waffe versehen, die er dauernd bei sich trug. Und es begann ein grosses Fliegensterben. Ueberall, in Läden und Restaurants, in Küchen und Wohnzimmern und Essälen wohnte man jetzt Fliegenschlachten bei. Mit Jägermienen standen die Leute und hielten Ausschau. Schlachtrufe ertönten. Siegesgelächter erschallte. Es herrschte eine aufgeregte Stimmung. Manche erschauerten auch leicht, wenn die Fliegenleichen nur so fielen, herunter vom Tischtuch, vom Brot und von den Gerichten, auf den Boden. Denn die Diener in Restaurants und Hotels erledigten die Tiere erbarmungslos, wie sie sie auch fanden. Ah-Tschang, Ah-Fung, Tsung-nan, Wang, Wong und Chen, Fräulein Edel-Jade, Fräulein Leuchtende Tugend und Fräulein Strahlende Unschuld und wie sie alle in China heissen, glaubten zwar nach wie vor, dass die bösen Krankheiten von den bösen Geistern kommen, und dass man sie am besten mit Gongschlägen, Trommelrühren, Beschwörungen und duftenden Räucherkerzen vertrieb. Aber Fliegenjagd war lustig. Und so spielte denn jedermann das Spiel.

Schade nur, dass es nichts half. Immer schien es gleich viel Fliegen zu haben. Und die Krankheiten nahmen zu. Da mischte sich das Gesundheits-Ministerium ernstlich in die Sache. Die Folge davon war, dass die Regierung den Fliegen von Szechuan den Krieg erklären liess. Es kam eine Bestimmung heraus, dass fortan jeder Bürger, der täglich eine Anzahl Fliegen ablieferte, von der Regierung Geld dafür erhalte. Nicht viel natürlich. Aber in China ist man sehr arm und rechnet mit Bruchteilen von Rappen. Und auf diese Weise hofft man, die Fliegen so gut wie auszurotten.

Der Feldzug setzte sofort ein. Und wie war das Resultat? Glänzend! Die Bürger von Szechuan lieferten Fliegen in Massen ein. Jeden Tag. Mehr und mehr. Und einer versuchte den andern zu überbieten. Es sah aus, als wäre die Fliegenjagd eine wahre Leidenschaft der Chinesen geworden. Die Staatsorganisationen aber hatten grosse Mühe. Der besondere Apparat zum Empfang und zum Zählen der Fliegen, zur Auszahlung der Prämien und zur Buchführung musste ständig vergrössert werden, um dem Andrang der Ablieferungen gewachsen zu bleiben. Unerschöpflich schien das Fliegenreservoir. Und niemals schien es kleiner, immer aber noch reicher zu werden.

Wieso, fand man erst nach einer Weile, und ganz zufällig heraus, als ein aufmerksamer Regierungsbeamter eines Abends in den Strassen der Residenz spazieren ging. Da fiel nämlich sein Blick auf ein schwarzverhängtes Ding vor einem kleinen Ladenlokal. In seiner Neugier untersuchte er die Sache. Und was fand er heraus? Dass diese schwarzverhängte Einrichtung eine Fliegenbrutmaschine war. Ganz einfach: eine Schachtel mit Löchern, Sojabohnenkäse und Fliegen, und aussen ein schwarzer Umhang, damit die Fliegen sich in Seelenruhe vermehren konnten. Unbeschränkt. Im Laden nebenan aber war eine ähnliche Brutstätte. Und auch im Laden zur Linken züchteten sie Fliegen. Alle Läden in jener Strasse waren mit Fliegenzucht beschäftigt. Die Strassen dahinter ebenfalls sowie auch die davor. Ja, ganz Tschungking war mit künstlichen Fliegenbrutkästen wie überflutet. Und mit der Zeit fand man heraus, dass es in ganz Szechuan keinen Ort gab, in dem nicht fast jeder ärmere Haushalt eine Fliegenzucht hatte. Denn wer ist in China schon nicht arm? Und wer rechnet in China schon nicht mit Bruchteilen von Rappen? Nicht umsonst sind die Chinesen dafür berühmt, zu den besten Geschäftsleuten der Welt zu gehören. Ja, es gibt sogar Leute, die behaupten, die Chinesen seien unübertrefflich darin, aus jeder Situation Geld zu machen.

Lyceum-Club Zürich

Mit seiner Weihnachtsfeier schloss der Club das alte und begrüsste das neue Jahr. Ein Lichterbaum und Kerzenflammen in dunklem Tannengrün auf den Tischen grüssten mit warmem Liebesblick die Kommenden. Aber das Wärmendste waren die Worte unserer Präsidentin, Frau Paur-Ulrich, die aus dem Dunkel, das um uns sich breitet und das, noch ungekannt, vor uns liegt, mit mutigem Optimismus den Weg zeigte zum Licht, zum Licht des frohen Augenblicks, des glücklichen Zusammenseins, der sicheren Kameradschaft. Nini Berger, Tochter unserer bewährten Sängerin Nina Nüesch, stellte sich als jugendliche Cellistin vor und vertiefte die Stimmung mit dem Vortrag einer eher «Suite» zu nennenden Sonate von Marcello. Ich habe noch zurückgreifend das Montagskonzert der belgischen Pianistin Dyna August hervorzuheben. Ihr Programm enthielt Werke französischer Komponisten der Romantik und der Neuzeit. Chopin, Saint-Saëns und César Franck waren die gewichtigen Vertreter der Romantik, und hier zeigte es sich schon, dass die junge Künstlerin turmhaft bewegte Gebilde vorzieht. Nicht nur in ihrer Auswahl der Chopin-Etüden, auch in der Toccata von Saint-Saëns verriet sich ihr Drang nach virtuosem Draufgängertum. Und in jedem der kleineren Klavierwerke der sechs neueren französischen Tonsetzer findet sie Stellen, wo sie, diese Musikstreiterin ohne Furcht und Tadel, stahlgewappnet zu Felde zieht. Es muss überhaupt gesagt werden, dass Dyna August unerhörtes mechanisches Können kein leeres Tongeklingel ist. Ich habe den Eindruck, dass ihre rabiate Klanggewalt aus ihrem Temperament hervorbricht. Ihrem César Franck fehlte einstweilen noch etwas von seiner verträumten Mystik. In einer eigenen Veranstaltung liessen sich hören Christine v. Widmann, Opernsoubrette am Stadttheater in Bern, und Milly von Grüningen, Pianistin, jetzt in Basel, früher im Zürcher Club beheimatet. Wir freuten uns, Frau v. Grünigen wieder zu sehen und zu hören. Ihr Spiel (Kinderszenen von Schumann) bewies, dass sie sich in der Zwischenzeit ganz erheblich weiter entwickelt hat. Christine v. Widmans Programm ist ganz auf ihre Eigenart zusammengestellt. Das Zierliche Leichtflüssige ist ihr Gebiet, und dem entspricht auch ihre wohlgeschulte, aber eher kleine Stimme. Ihr Gesang hat die schwebende Anmut der gaukelden Libelle — aber genügt dies für einen ganzen langen Abend?

Anna Roner

Wünsche an die «Pergola»

Unterzeichner dieses hat mit Interesse und Freude die Korrespondenz über die neueröffnete «Pergola» an der Belpstrasse gelesen und kann nur bestätigen, dass daselbst alles sehr bequem und praktisch eingerichtet worden ist, was den Erbauern (Architekten und Bauleuten) alle Ehre machen muss und machen darf.

Ganz besonders aber ist auch das grosse, schöne Restaurant mit allem Komfort eingerichtet worden und ich möchte nur den Wunsch äussern, dass in diesem feinen Tea Room nicht geraucht werde, trotz der guten Ventilation und Lüftungsmöglichkeit.

Wohl können auch Herren daselbst verkehren, aber es ist mir schon aufgefallen dass auch gewisse Damen glauben, sie müssten absolut rauchen und den Rauch in Ringleinformen aufblasen lassen, der sich dann überall hinsetzt und auf die feinen Patisserien niederlegt, was nicht gerade sehr angenehm ist.

Ein Gast der «Pergola».

P. S. Als weiterer Wunsch wird geäussert, dass in der wohnlichen Pergola nicht wie in so vielen Restaurants und Tea Rooms ständig Radio-Lärm jede ruhige Unterhaltung oder geschäftliche Besprechung zu einer Tortur mache.

i. ch.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Am Silvester, Montag, 31. Dezember, ist um 14 Uhr die Sendung «Notiers und probiers» angesetzt, um 16 Uhr liest Johanna Von der Mühll aus ihrem Buch «Basler Sitten»: «Silvester und Neujahr». — Mittwoch, 2. Dezember, um 14 Uhr, behandelt Schwester Emmy Gattiker in der «halben Stunde der Frau» das Thema: «'S git Bsuech». — Am Freitag, 4. Januar, sind um 14 Uhr in der «halben Stunde der Frau» folgende Beiträge vorgesehen: I. «Der Anfang», ein kleines Wechselgespräch. II. «Zürcher Aerztinnen sprechen» über die Frage: «Wie vermeidet man Infektionskrankheiten?» III. «Plauderei mit den Hörerinnen» von Elisabeth Thommen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

Das gute Besteck

...von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31, Zürich
Tel. 23 95 82

CachePots

Kunst-Keramik
SEILER
Limmatquai 34
b. Grossmünster

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

Blumen
Krämer
Bekannt für gediegene Geschenke
Zürich - Bahnhofstrasse 38 - Telephon (051) 23 46 86

Inserate im Schweizer Frauenblatt haben immer Erfolg

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Möbel für Pensionen
direkt ab unserer Fabrik
MEER - BERN
Harthölzerne
Einzel-Schlafzimmer
komplett, mit Matratzen, Duvet und Kissen
Fr. 985.—
Prima Ausführung
Verlangen Sie unter „Verzasca" ausführliche Offerte
J. Meer & Cie. A.G. Bern

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

GIGER-MISCHUNG
— ein feiner Kaffee!
Verlangen Sie ihn bei ihrem Spezierer
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel 2 27 35